



Nimmer-Meer

Nimmer-Meer

Sollte ich erwähnen, dass die Engel aus dem Himmel gefallen sind, herausgespült von grauen, krankmachenden Regenfluten? Sollte ich erwähnen, dass Gott den Strahlentod gestorben ist. Sollte ich erwähnen, dass die Plätze und Straßen, die Wege und Korridore leergefegt sind, dass die Brücken fallen und die Mauern einbrechen? Oder sollte ich einfach nur sagen, ich bin der letzte. Ich bin der, der das Licht ausschaltet. Mein Reich ist gekommen, mein finsterer Kosmos aus abblättender Farbe, Wasserflecken, herumfliegendem Müll und Ratten, meine zähe, ölige Welt aus Leere und Einsamkeit. Langsam gehe ich über Betontreppen und stählerne Hochwege, ich habe keine Eile, ich habe kein anderes Ziel, als zu gehen. Wenn die Nacht den Tag erwürgt, dem Licht schön allmählich die Luft abdrückt, kehre ich zurück in meine Zweizimmer-Wohnung mit Balkon und ohne Hoffnung. Ich schaue über den verlassenen Innenhof, die rostigen Metalgestänge des Spielplatzes, die tote Randbegrünung.

Und ich blicke auf die Frau im Innenhof, ihr Camp auf der Bank, die sauber geordneten und aufgestapelten Konservendosen. Fast als wär sie auf einer Expedition. Einer Expedition in den Trotz. Manchmal erwidert sie meinen Blick und wir starren uns aus der Ferne minutenlang an. Ihr dunkles Haar wird vom Wind verspottet, manchmal nimmt er sich als Andenken eine ganze Strähne mit und die weißlichen Stellen ihrer Kopfhaut scheinen im dreckigen Dämmerlicht aufzuleuchten. Ihre Augen sind immer noch grün und kraftvoll. So stelle ich sie mir zumindest vor.

Ich esse mein Abendessen, Huhn mit Reis, kalt, aus der Dose. Natürlich. Ich gehe ins Bett und träume nichts. Daran habe ich lange gearbeitet. In der Nacht hört man das Heulen herrenloser Hunde. Manchmal beim Aufwachen, im Halbschlaf, bin ich nicht vorsichtig genug und Bilder von früher schleichen sich durch die Hintertür in mein Hirn. Die Bilder haben Schmerzmacher unter ihren wehenden Umhängen versteckt, die bohren sie mir in die Wunden. Ich schreie auf, stecke meinen Kopf in das kalte Wasser, das in Zehn-Liter-Plastikeimern überall in meiner Wohnung herumsteht. Von draußen, von unten, von der Frau kommt ein Schrei als Antwort, oder eher nicht als Antwort, eher ein synchrones Verkampfen der Seele. Wir sind wie die Hunde geworden.

Ich will hinunterrennen und ihr ins Gesicht schreien, Was willst du hier? Wir sind allein und allein werden wir sterben. Lass mich in Ruhe. Lass die Welt in Ruhe. Mach das du weiterkommst.

Ich tue es nicht. Stattdessen begeben wir uns auf die täglichen Wanderungen, mein krampfhaftes Ritual der Ziellosigkeit, wate durchs Nimmer-Meer. Ich gehe bei einem der zerstörten Supermärkte vorbei und mein Weg ist so gewählt, dass er mich nicht vor Anbruch der Dunkelheit zurückführt. Sie sitzt auf der Bank, wie immer, hat den Kopf ein wenig in den Kopf gelegt und sieht in die tiefhängenden, schnellziehenden Wolken. Ihre Hände, von Rissen überzogen, verschwinden fast in den zu großen Ärmeln der Jacke, die sie trägt. Es ist das erste Mal, dass ich mich weit genug nähere, dass wir miteinander reden könnten.

Ich sage, wo ist der Sinn? Ich spreche es nicht aus, aber mein Gesicht tut es.

Ich werde untergehen, aber nur unter Protest, antwortet sie lautlos.

Ich dreh um und steige die Treppen hoch zu meiner Wohnung.

Ich ... wir harren aus. Wir.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).